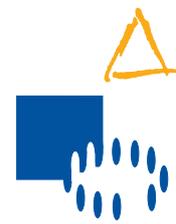


die gemeinde ■ akademie



Raum – Region – Kooperation
Beiträge zur kirchlichen Regionalentwicklung

Gudrun Scheiner-Petry

Wege entstehen im Gehen

**Systemisches und Theologisches
zu einer Würdigung der Region**

„Wege entstehen im Gehen“ – Systemisches und Theologisches zu einer Würdigung der Region

Spuren (Antonio Machado)

*Wanderer, deine Spuren sind der Weg,
sonst nichts;
Wanderer, es gibt keinen Weg,
Weg entsteht im Gehen.
Im Gehen entsteht der Weg,
und schaust du zurück, siehst du den Pfad,
den du nie mehr betreten kannst.
Wanderer, es gibt keinen Weg,
nur eine Kieselspur im Meer.*

Poesie am Anfang, in einem Feld, in dem zur Zeit eine ganz andere Sprache gesprochen wird? Der Impuls eines Poeten für Themen wie innerkirchlicher Finanzausgleich, Umsetzung der Landesstellenplanung, Vakanzregelungsmodelle, Restrukturierungsprozesse?

Folgenden Gedanken finde ich daran bezogen auf kirchliche Regionen inspirierend:

Es gibt keine vorgefertigten Lösungen!!!

In der Regel gibt es in unseren Regionen keine ausgetretenen Wege, die schon von vielen erprobt wurden. Wir müssen uns auf den Weg machen. Unter unseren Füßen, unter Gedanken, Gebeten und Planungen wird er entstehen.

Es werden individuelle Wege sein – für bestimmte Menschen, in einer bestimmten Region, vermutlich in der Stadt anders als auf dem Land. Individuelle Wege können Impulse für andere geben, Erfahrungen weitergeben, aber sie können nicht kopiert werden, sondern müssen jeweils neu gegangen werden mit den Ressourcen vor Ort. Wege entstehen im Gehen, Lösungen erwachsen aus Versuchen und aus Erfahrungen von Gelingen.

Das erleben wir immer wieder in Beratungsprozessen.

Wege und Lösungsversuche der ekklesiologischen Tradition

Der Weg der Kirche ist immer neu im Gehen entstanden.

Weder das Neue Testament noch die „klassische“ CA VII geben der Kirche eine bindende Sozialform und bindende Strukturen vor. Das NT stellt verschiedene kontextuell gewachsene Formen ohne normativen Anspruch nebeneinander und die ekklesiologische Grundformel der CA bestimmt die Kirche als „Versammlung aller Gläubigen, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente recht verwaltet werden“. Keine bindende Gestalt und Strukturen sind der Kirche aufgegeben, wohl aber Zweck und Ziel, nämlich das befreiende Evangelium von der Liebe Gottes den Menschen nahe zu bringen. Ob sie das fördert oder hindert, daraufhin ist jede Gestalt

und Struktur zu befragen. Auch gute und pfiffige Strukturen sind in theologischer Perspektive nicht um ihrer selbst willen interessant, sondern nur dann, wenn sie zum Ermöglichungsraum werden, in dem „Christus geschieht“ (Luther). Ein inhaltliches Kriterium dafür ist ihre Zukunftsfähigkeit und Zukunftsoffenheit, d.h. wenn Strukturen nicht vorrangig helfen „Altes“, Bestehendes zu erhalten und zu verwalten sondern wenn sie „Neues“ ermöglichen: Entwicklung, Kreativität, Geschwisterlichkeit, Solidarität, Konziliarität.

Eine spannende biblische Spur ist in diesem Zusammenhang die Verkündigung Deuterocesajas, der in die Exilssituation hinein die Zukunft Gottes ankündigt, die sich in „Neuem“, in „Wegen und Wasser in der Wüste“ zeigen wird. Die Parallele der Exilssituation zu unserer Situation ist – bei allen Unterschieden – das Sich-Eingerichtet-Haben im Bestehenden und das Noch-Nicht-Sehen von neuen Möglichkeiten.

Zukunftsfähige und zukunfts offene Strukturen von Kirche, – darum muss es im Kern aller Strukturüberlegungen gehen.

Bezogen auf Dekanate und Kirchenkreise, Regionen und Subregionen bedeutet das: Welchen Beitrag können sie dazu leisten? Welchen Part haben sie im Zusammenspiel mit den Parochien? Welche Herausforderungen können sie ergänzend zu den Parochien aufgreifen und beantworten?

Zukünftige Klärungs- und Entscheidungsbereiche

Um zu Wegen und Lösungen zu kommen sind Klärungen und Entscheidungen in mehreren Bereichen notwendig. Fünf Bereiche halte ich für besonders wichtig: Ich verstehe meine Gedanken dabei als anregende Thesen (inspiriert von der systemischen Hypothesenbildung), die diskutiert, ergänzt, manchmal verworfen und auf jeden Fall regional konkretisiert werden müssen.

So entstehen Wege.

1. Wege entstehen durch Leben im Raum

Menschen leben in der Regel nicht nur in „ihrem Ort“, sondern sind auf einen größeren Raum bezogen, z.B. Landkreis, Innenstadt, Umland einer Stadt („Raum München“), Landschaftseinheiten („Fränkisches Seenland“). Ihre Bezüge betreffen Arbeitsplatz, Schule, Einkaufsmöglichkeiten, Kultur, Freizeit. Sie werden in der Regel „gewählt“ aus verschiedenen Möglichkeiten. Diese Bezüge sind eingespielt und selbstverständlich und viele Menschen sind mobil genug, sie wahrzunehmen. Die Mobilität ist Teil ihres Lebensgefühls. Kirchliche Strukturen und Angebote, die auf einen größeren Raum bezogen sind, würden sich hier einfügen. Menschen würden sie „wählen“ und „annehmen“, wenn sie ihnen – wie andere Strukturen und Angebote auch – in Inhalt, Profil, Qualität, Kultur und Milieu entsprächen. Das lässt sich gut an profilierten Zielgruppengottesdiensten und Angeboten der Erwachsenenbildung beobachten. Eine intensiv vorbereitete, inhaltlich qualifizierte und gut beworbene Vortragsreihe kann und muss nicht in drei Nachbargemeinden nacheinander angeboten werden – einmal in der Region reicht! Die Region könnte so die Parochien entlasten und ihnen Energie zurückgeben für Strukturen und Angebote, die wirklich ortsnah sein müssen, z.B. für Zielgruppen, die wenig oder nicht mobil sind und Bereiche in denen persönliche Ansprechbarkeit und Erreichbarkeit eine große Rolle spielt,

z.B. Kasualien und die Feier des Kirchenjahres). Entlasteten Parochien wäre dann in letzteren Bereichen Konzentration möglich.

Wir haben uns an das Argument „da gehen unsere Gemeindeglieder/Senioren/Jugendlichen/... nie hin“ gewöhnt. Wir haben uns diese Gewöhnung lange geleistet. Ich denke, es ist an der Zeit, sie in manchen Bereichen zu „verlernen“.

2. Wege entstehen durch Leben in Differenzierung

Menschen leben in ausdifferenzierten Lebens-Mustern. Lebensformen, Lebensstile, Milieus sind zentrale Stichworte und Themen der (Kirchen)Soziologie. Kirchliche Strukturen und Angebote beziehen sich deshalb auf ein hochkomplexes Feld. Um relevant zu sein und angenommen zu werden, müssen sie dieser Komplexität entsprechen. In den letzten Jahrzehnten haben wir in unserer Kirche diese Entsprechung durch Differenzierung versucht. Wir haben uns dabei sowohl in den Gemeinden als auch im überparochialen Bereich additiv verhalten. Immer mehr Neues kam hinzu, aber Altes fiel kaum weg. Das geschah in bester Absicht und theologisch verantwortet: Keine Zielgruppe, kein Milieu, keine Lebensform wollten wir übersehen oder vernachlässigen. Jeden/jede wollten wir „ansprechen“ – möglichst an jedem Ort.

An den Überlastungs- und Überforderungssymptomen, die an vielen Orten unserer Kirche, bei Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, auftreten, merken wir aber: Das „additive Prinzip“ ist an seine Grenze gekommen. Mehr geht nicht und so geht es auch nicht mehr. Aber auf dem Spiel steht eine Grundkompetenz kirchlicher Arbeit, ihre „Individualisierungskompetenz“ (T. Gundlach in Pastoraltheologie 6/05). Diese Kompetenz braucht auch weiterhin und in Zukunft vielleicht sogar vermehrt die „Differenzierung in Inhalten und Vollzügen“ (H. Lindner). Eine Herausforderung an zukunftsfähige kirchliche Arbeit ist, wie sie flexibel und glaubwürdig mit individuellen, kultur- und milieugeprägten Erwartungen umgeht. Hier wird es darauf ankommen, eine lebbare Balance herzustellen zwischen notwendiger Differenzierung und notwendiger Konzentration. Die Region könnte hier die Parochie entlasten, indem sie, auf mehrere Schultern verteilt, diese Differenzierung garantiert. So könnte es an verschiedenen „Orten“ der Region Schwerpunktsetzungen geben, die andere „Orte“ damit von bestimmten Themen und Angeboten entlasten. (U. Pohl-Patalong) Z.B. könnte es in der Region eine „Jugendkirche“ geben, die Ressourcen der Jugendarbeit bündelt und „Raum“ für Jugendliche zur Verfügung stellt (Räume, spezielle Gottesdienstformen, profilierte Angebote, ansprechbare Personen). Das muss nicht zur Folge haben, dass Jugendliche in den anderen Gemeinden „Hausverbot“ kriegen, aber es gäbe einen anziehenden, professionell gestalteten „Ort“, an dem ihre Lebensbedingungen im Zentrum stehen. Eine Gemeinde, die diesen Arbeitsbereich/dieses Angebot stellvertretend für die Region verantwortet, könnte hier wirklich differenziert und qualitativ hochwertig arbeiten. Andere Gemeinden würden das in anderen Bereichen tun.

3. Wege entstehen durch das Zusammen-Leben der Verschiedenen

Die Region ist ein Kontext, in dem zentrale Werte von Kirche-Sein gelebt werden können und sich im Konkreten bewähren müssen. Sie ist Möglichkeitsraum und Bewährungsfeld zugleich. Das wird in verschiedenen Bereichen deutlich.

- Zusammenarbeit in der Region ist Chance und Raum gegenseitiger Vergewisserung über gemeinsame Verantwortung, geistliche Motivation und Ziele. Dies ist umso wichtiger als wir in der Kirche keine Top-Down-Kultur haben, in der Ziele und Veränderungen einfach angeordnet und verordnet werden. Typisch – und angemessen – für Kirche ist nicht verordnen, sondern vereinbaren. Für Entscheidungen in der Region bedeutet das: Sie werden unter größtmöglicher Beteiligung „der Verschiedenen“ entwickelt, verantwortet, erprobt, ausgewertet, bei Bedarf verändert. Dabei ist auf den „Schalom“ der Region zu achten. Schalom ist kein „Friede-Freude...“-Zustand, sondern er ist bestimmt durch Frieden, Gerechtigkeit, Interessenausgleich, konstruktive Konfliktlösungen, Solidarität und ein Klima des Vertrauens. Dieser Zustand ist Zielpunkt gelungener Kommunikation.
- Gelingende Kommunikation entscheidet und bewährt sich „am Verschiedenen“, an Unterschieden. „Verschiedene“ leben und arbeiten in der Region zusammen: Haupt- und Ehrenamtliche, unterschiedliche Berufsgruppen, Männer und Frauen, verschiedene Typen, Prägungen, Begabungen, Generationen. Zusammenarbeit braucht viel gegenseitige Wahrnehmung und in einem zweiten Schritt dann viel Auseinandersetzung mit „den Anderen“. Oft wird in unserer Kirche ein Zuviel an Kommunikation beklagt. Wir brauchen aber dringend die Kunst der wichtigen und richtigen Kommunikation gegenüber mancher kommunikativer Deko. Sich gegenseitig in je gewachsenen Identitäten zu achten, Unterschiede nicht einzuebnen, sondern fruchtbar werden zu lassen und so um einen angemessenen Konsens zu ringen ist dabei die Herausforderung. Dass unterschiedliche Menschen gemeinsam Entscheidungen treffen ist eine wichtige innere Voraussetzung dafür, dass diese Entscheidungen gerecht und solidarisch sind und dass sie dann auch verwirklicht und gelebt werden können. Partizipation zu organisieren, angemessene Formen der Beteiligung zu schaffen ist deshalb eine Grundvoraussetzung damit Zusammen-Arbeit, Zusammen-Leben und gemeinsame Entwicklung gelingen kann .
- Letzteres kann nicht nur anstrengend, sondern auch lustvoll sein, wenn die Gaben und Potentiale der Einzelnen im Mittelpunkt stehen und nicht ihre Schwächen und Grenzen, wenn zuerst nach dem spezifischen Beitrag eines Menschen/einer Berufsgruppe für das gemeinsame Ganze gefragt wird und nicht nach dem, womit sie schon immer genervt haben. Für Gaben und Beiträge muss es dann auch Frei- und Gestaltungsräume geben. So wird das Ganze gestärkt und profiliert und Einzelne werden entlastet.

4. Wege entstehen durch Austausch zwischen Eigenem und im „Fremdem“

Soziale Systeme sind nur lebensfähig, wenn sie in Austauschprozessen mit ihrer Umwelt leben, d.h. Gemeinden „leben“, wenn sie auch auf die „kleine“ kirchliche Umwelt der Region bezogen sind. Impulse, Austauschprozesse, gegenseitiges Geben und Nehmen erhalten Gemeinden ihre Lebensfähigkeit und Lebendigkeit oder geben sie ihnen wieder zurück.

Soweit die systemische Theorie. Gleichzeitig erleben wir oft ein starkes Pochen auf „eigene“ Angebote, Hauptamtliche, Räume. Die mentalen Grenzen, die inneren Bilder vom Eigenen sind stark und mächtig. Sie werden dann oft in einem 2.Schritt mit den äußeren Grenzen identifiziert.

Wie können Grenzen – innere und äußere – durchlässig und Austauschprozesse erleichtert werden? Menschen können Durchlässigkeit in der Regel zulassen, wenn sie sich sicher fühlen und das heißt konkret zugehörig, sozusagen mit eigenem Platz. Wenn Gemeinden in einer Region diesen Platz haben und auch wissen, dass die anderen ihn sehen und achten, werden Grenzen zweitrangig und verbindende Strukturen weniger angstbesetzt.

Dass Gemeinden diesen Platz brauchen spricht für die Erhaltung kleinräumiger Strukturen dort, wo diese Identität und Zugehörigkeit garantieren.

Was bedeutet es für Gemeinden einen Platz zu haben?

- Es gibt einen überschaubaren Raum, wo personale Bezüge im Zentrum stehen: „Ich kenne und werde gekannt. Ich kann ansprechen und bin ansprechbar. Ich kann erreichen und bin erreichbar.“
- Zentrale Bedürfnisse werden erfüllt, z.B. nach einem verlässlichen Gottesdienstangebot und nach individuellen Kasualien.
- Das Besondere der Gemeinde, ihr Profil, aber auch ihre besonderen Nöte werden in der Region gesehen und geachtet.

Dass eine Gemeinde ihren Platz braucht, bedeutet nicht, dass sie all ihre über Jahre und Jahrzehnte angesammelten Gewohnheiten behalten muss. Aber sie wird Gewohnheiten leichter loslassen können, wenn sie in Abschieds- und Veränderungssituationen hinein einen stabilen Identitätskern mitnehmen kann. Eine Gemeinde, die in der Region ihren Platz hat und darauf vertrauen kann, dass sie ihn behalten kann, wird dialog- und kompromissbereit sein in Bezug auf regionale Strukturen und Kooperationen, auch wenn sie an manchen Punkten Abstriche machen muss.

5. Wege entstehen durch gelebte Rechtfertigung

Kirchengemeinden und kirchliche Arbeit allgemein sind vielen (berechtigten) Ansprüchen und Erwartungen ihrer Mitglieder ausgesetzt. (Vgl. z.B. die 4. EKD-Umfrage, Kirche-Horizont und Lebensrahmen). Diese Ansprüche zielen inhaltlich v.a. auf Spiritualität, Lebensbegleitung, Krisenintervention und ein umfassendes diakonisches Engagement und formal auf Qualität, (Milieu)Differenzierung, Ästhetik und personale Präsenz.

Ehrenamtliche und Hauptamtliche „verinnerlichen“ viele dieser Ansprüche, wollen ihnen so gut wie möglich „genügen“, wollen durch gute Qualität und Leistung für Menschen relevant bleiben oder wieder werden. Oft führt dies aber zu massiven Gefühlen von Überforderung, Diffusität und Frustration. Trotz großer Anstrengungen (verstärkt auch durch knapper werdende finanzielle und personelle Ressourcen) wird gefühlt und erlebt: Wir erfüllen Erwartungen nicht, wir genügen Ansprüchen nicht.

Kirchengemeinden und Regionen brauchen m.E. hier ein Innehalten, einen „Ausstieg aus dem Hamsterrad“, eine Musterdurchbrechung. Sie brauchen Entschleunigung im Modus des Machens und eine geistliche Vergewisserung über ihr Kirchesein in der Region. Dazu gehört ein geklärtes Verhältnis zu äußeren Aufträgen (z.B. der Mitglieder, gesellschaftlicher Gruppierungen und Themen) und zu inneren Aufträgen (eigene Bilder und Ansprüche): Welche Aufträge werden angenommen, verändert angenommen, abgelehnt? Die Antwort auf diese Fragen wird in vielen Fällen mit einer Aufgabenkritik einhergehen. Qualität, Profil und Konzentration werden dabei vermutlich weiterhin eine wichtige Rolle spielen aber der Impuls alles aus sich selbst heraus (gut) machen zu wollen braucht eine gnädige Korrektur.

Ich greife noch einmal die Spur Deuterocesajas auf: (Jes 55,10-11)

„Denn gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin zurückkehrt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und lässt wachsen, dass sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen, so soll das Wort, das aus meinem Munde geht auch sein: es wird nicht wieder leer zu mir zurückkommen, sondern wird tun, was mir gefällt, und ihm wird gelingen, wozu ich es sende.“

Deuterocesaja setzt diese Spur bei den Israeliten im Exil und kündigt damit einen Auszug aus dem Gewohnten und eine „sichere“ Verwandlungsgeschichte an. Diese Spur in Gemeinden und Regionen zu verfolgen halte ich auf System- und Organisationsebene für einen Aspekt gelebter Rechtfertigung.